

Festrede von Lukas Hartmann

anlässlich der Klaus J. Jacobs Preisverleihung vom 2. Dezember 2011 an der Universität Zürich

Meine Damen und Herren,

Michael Tomasello überbringt uns eine Botschaft, die wir gewiss gerne hören: Der Mensch sei von Natur aus ein soziales Wesen, zur Kooperation und Empathie fähig. Tomasellos Forschungsergebnisse zeigen auf einleuchtende Weise, dass bereits das kleine Kind anderen, auch Erwachsenen, hilft, dass es, im Unterschied zu Primaten, bereit ist, uneigennützig zu teilen. Zum Ursprung des Menschseins, noch ganz ohne kulturellen Überbau, gehört der Altruismus. Wir sind zum „Guten“ geboren, zumindest am Anfang – und sofern wir uns darauf einigen können, dass „gut“ unter anderem bedeutet, einem Gegenüber beizustehen, vom Eigenen abzugeben.

Wer hätte gedacht, dass ein heutiger Verhaltensforscher in die Nähe Rousseaus gelangt? Rousseau war kein Wissenschaftler, er war ein philosophischer Autodidakt, der seine Thesen aus der Intuition schöpfte und sie mit der eigenen Lebensführung zu widerlegen schien. Der Mensch sei gut von Natur aus? Dies behauptete ausgerechnet ein Erziehungstheoretiker, der seine Kinder ins Findelhaus brachte, einer, der als geradezu pathologischer Egomane galt, einer, der sich in einsamen Gegenden vor den Zumutungen der Welt versteckte. Jean-Jacques Rousseau, der Mann mit dem Kaftan und der Armeniermütze, sehnte sich nach dem unbefleckten Naturzustand des Menschen, er wollte, was das Gutsein betraf, eine Eindeutigkeit, an der er selbst scheiterte. Auch Pestalozzi, der sich als Schüler Rousseaus sah, war den eigenen Ansprüchen nicht gewachsen. Er schlug seine Zöglinge, er war streitsüchtig, er war ein schlechter Vater. Mit anderen Worten: Die Idealisten Rousseau und Pestalozzi waren in Widersprüche verstrickt wie wir alle. Solche Widersprüche prägen auch die Gesellschaft, in der wir uns bewegen. Das ist entlastend für unsere Selbsteinschätzung, aber betrüblich im Blick auf den Zustand der Welt. Das Gute, das Lebenszugewandte, das Lebensfördernde in uns wird dauernd angenagt, bestritten, ausgehebelt. Wodurch denn? Rousseau sagt: durch die verderblichen Einwirkungen der Gesellschaft, durch Machtgier und Selbsterhaltungstrieb, andere sagen: durch die Folgen der Erbsünde, die dritten: durch schlechte Erziehung. Man kann vermuten – auch das hat die Wissenschaft zu beweisen versucht –, dass das Zerstörerische und Gewaltsame in uns genauso angelegt ist wie der Altruismus. Das schliesst Tomasello gar nicht aus. Er räumt ein, dass altruistisches Verhalten vom dritten Lebensjahr an selektiver wird und sich dem egoistisch grundierten Gruppenverhalten anpasst. Tomasello ist überhaupt klug genug, neben dem scheinbar Eindeutigen, das die Wissenschaft bevorzugt, den Schatten des Zweideutigen zu sehen, das seinen Ergebnissen den Absolutheitsanspruch nimmt. Und er ist so redlich, dass er in seinem Buch „Warum wir kooperieren“ seine Kollegen Einwände gegen ihn

formulieren lässt. Nur unablässig weiterfragend, nur gemeinsam kommen wir weiter, sagt er uns damit, und gibt auf solche Weise selbst ein Beispiel für konstruktives Teamwork. Dennoch macht er uns Hoffnung, dass wir uns nicht auf ein Trugbild berufen, wenn wir von einer besseren Welt träumen. Wir können uns auf Konkretes abstützen, auf die beweisbare Anlage zum Guten. Eine starke Strömung innerhalb der Anthropologie – ich nenne sie sozialdarwinistisch – schloss dies lange aus.

Aus Tomasellos Sichtweise greife ich einen Aspekt heraus: das Teilkönnen. Die elementarste Form des Teilens betrifft die Nahrung. Kinder sind bereit, Leckereien mit anderen zu teilen, sie bieten sie sogar von sich aus an, ohne vorher darum gebeten oder dazu gedrängt worden zu sein, und sie achten, so lange nicht der Hunger überwiegt, erstaunlicherweise auf Fairness. Teilen lassen sich, in einer späteren Phase, auch Erfahrungen und Werthaltungen. Die Teilungsformen werden komplexer und abstrakter, je stärker gesellschaftliche Regeln sie bestimmen, bis hin zur Umverteilung im Sozialstaat. Zum Wortfeld „Teilen“ gehört aber auch die Anteilnahme. Eigentlich ein merkwürdiger Begriff. Er klingt, als nehme ich mir einen Teil vom anderen, um ihn mir einzuverleiben, und er meint, dass ich mich ins Gegenüber hineinversetze, um seine Bedürfnisse, seinen Gefühlszustand ein Stück weit zu meinen zu machen. Anteilnahme in diesem Sinn ist ohne Empathie, ohne Einfühlungsvermögen nicht möglich. Auch dies macht den Menschen aus, schon den kleinen: dass er gleichsam hineinsieht in den anderen, sich von seiner Freude anstecken lässt, aber auch seine Not erkennt und sie mitfühlend lindern möchte.

Empathie, die das Teilen ermöglicht, ist indessen heute eine gefährdete Fähigkeit. Kinder werden überschwemmt mit Bildern von Katastrophen, Kriegen, Gewaltakten. Sie konsumieren fiktionale Gewalt in Filmen; Jugendliche üben simulierte Gewalt in Videogames aus. Amerikanische Medienforscher haben vor einigen Jahren zusammengezählt, dass College-Studenten bereits etwa 10'000 Stunden Videogames (darunter eine Menge Killerspiele) und 20'000 Stunden TV hinter sich haben. Ach, wieder so ein kulturpessimistisches Klagelied, werden Sie vielleicht sagen. Aber 30'000 Stunden Medienkonsum sind drei Mal mehr, als die ganze Schulzeit an Lektionen umfasst. Das prägt, davon bin ich überzeugt, Verhaltensweisen stärker und nachhaltiger, als wir es gerne hätten. Kindern fällt es in dieser Medienwelt schwer, zwischen Realität und Fiktion zu unterscheiden. Warum sollen Erdbebenopfer in Japan oder Kriegstote realer sein als Niedergeschossene in einem Kriegsspiel, dessen Grafik Wirklichkeit auf immer raffiniertere Weise vortäuscht? Die Informations- und Bilderflut unserer Tage rückt das vormals Unbekannte und Exotische vermeintlich in die – fotorealistische – Nähe. Die verworrene Welt „da draussen“ und der begrenzte „Raum“ des eigenen Lebens vermischen sich auf undurchschaubare Weise. Das überfordert die Empathiefähigkeit. So kann spontanes Mitgefühl nur noch bedingt entstehen, es verschwindet hinter einem Grauschleier

wachsender Abstumpfung. Vielleicht zeigt es sich noch bei einer verletzten Katze, die auf der Strasse liegt, aber nicht bei einem verzweifelten Mobbing-Opfer in der Schulklasse oder bei einer gehbehinderten alten Frau, die im Bus einen Sitzplatz benötigen würde.

Die Erfahrung lehrt: Wer sich nicht genügend in andere einfühlen kann, teilt nur ungern, selbst wenn moralische Gebote es von ihm verlangen – und dies, obwohl laut Tomasello die Teilungsbereitschaft in uns angelegt ist. Der individuelle Egoismus nimmt, wie neueste Forschungen bestätigen, mit steigendem Wohlstand zu. Denn wer viel und immer mehr hat, kann auch viel verlieren und will behalten, was er hat. Das überträgt sich auf Gruppen und Nationen, die ohnehin stets die Grenzen des „Eigenen“ gegenüber dem „Fremden“ verteidigen. Je mehr wir anhäufen, desto weniger sind wir willens, den Überfluss zu teilen, sei es Geld, Raum oder Macht. Das ist ein trauriges Paradox. Auch das hohe Spendenaufkommen in der Schweiz kann über den Eindruck wachsender, von Ängsten bestimmter Engherzigkeit in unserem Land nicht hinwegtäuschen. Spenden sind wichtig und erfreulich, aber sie zielen zur Hauptsache auf entfernte Lebensverhältnisse, die uns nicht direkt vor Augen stehen. Sobald uns hilfeschuchende Menschen als anonyme Gruppe nahe kommen, spielen die Abwehrreflexe; auf sie wird alles denkbar Schlechte projiziert. Ein paar Hundert Nordafrikaner, die bei uns Asyl oder vielmehr Arbeit wollen, erzeugen bereits eine alarmistische Stimmung; sie gelten als „Flut“, gegen die wir uns mit aller Kraft wehren müssen. Der Staat wendet enorme Summen auf, um diese jungen Männer unter Einhaltung der Gesetze und des komplizierten Instanzenwegs wieder loszuwerden. Mit dem gleichen Geld liesse sich für viele von ihnen eine solide Ausbildung finanzieren, es würde reichen, ihnen die Gründung eines Kleinunternehmens in ihrem Ursprungsland zu ermöglichen. Gewiss befinden sich unter diesen Männern Querulanten, Sozialschmarotzer, Kleinkriminelle. Das schafft, solange sie hier sind, gravierende Probleme. Aber erschüttert es die Grundfesten eines stabilen Staates? Und müssten wir hier in der Politik nicht auf parteiübergreifende Kooperation setzen statt auf gehässige Konfrontation? Weit ärmere Länder als unseres nehmen Hunderttausende von Flüchtlingen auf, und sie brechen deswegen nicht zusammen.

Auch in der Schweiz gab es einst eine andere Haltung gegenüber Hilfesuchenden. Im Februar 1871, nach dem Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, liess die Schweiz 87'000 Angehörige der geschlagenen französischen Armee einreisen. Das entsprach 3 % der damaligen Bevölkerung, heute wären es 240'000. Die Soldaten wurden auf 190 Ortschaften verteilt, verköstigt, medizinisch betreut. Die Hilfsbereitschaft sogar gegenüber der grossen Anzahl fremd wirkender Marokkaner war gross und herzlich, auch in den Dörfern. Das ist ein schmerzhafter Gegensatz zur heutigen Situation, in der es, angesichts des überall auflodernden Widerstandes, beinahe unmöglich scheint, Unterkünfte – sogar klar befristete – für Asylsuchende zu finden. Auch die Flüchtlinge aus Ungarn 1956 und der damaligen Tschechoslowakei 1968 wurden zu Tausenden willkommen geheissen. Natürlich

stammten sie aus unserem Kulturkreis, sie waren überdurchschnittlich gebildet, konnten in unseren Augen als Opfer des Kommunismus eine besondere Anteilnahme beanspruchen. Diese kollektive Grossherzigkeit gibt es heute nicht mehr. Es ist klar, weshalb: In den letzten Jahrzehnten sind die gesellschaftlichen Reibungsflächen entzündbarer geworden. Durch die verstärkte Einwanderung, durch die Anwesenheit fremder Ethnien haben sie sich ausgedehnt, und das macht uns zu schaffen. Aber unsere Schwierigkeiten – und darauf bestehe ich – hängen auch damit zusammen, dass der Wohlstand, den wir verteidigen wollen, unseren Blick verengt. Lesen Sie, als Kontrast zu den gängigen Vorurteilen, „Bilal“, die aufwühlende Reportage des italienischen Journalisten Fabrizio Gatti. Er beschreibt, welche Not die jungen Männer aus Afrika zu uns treibt, was sie dabei in Kauf nehmen, wie sie auf ihrer Reise betrogen und ausgeplündert werden, wie es ihnen in schrottreifen Booten und auf der Insel Lampedusa ergeht. Das ist tägliche Realität, weitab von jeder Fiktion. Dafür sind wir nicht verantwortlich – wohl aber dafür, dass wir auch Wirtschaftsmigranten, die wir wegweisen, mit einem Minimum an Empathie behandeln: als Menschen nämlich.

Meine Damen und Herren, die zarte Pflanze Hoffnung, die Tomasello uns schenkt, lasse ich mir nicht nehmen – auch nicht die Motivation, seine Erkenntnisse auf einer konkreten Ebene weiterzudenken. Darum beschäftigt mich im Folgenden die Frage, was für Möglichkeiten wir haben, bei Kindern die Anlagen zum „Guten“, zur Empathie, zum Teilen, zur Solidarität zu fördern, statt sie unter dem Einfluss destruktiver Gegenkräfte verkümmern zu lassen. Ich skizziere drei Ansätze, die mir wichtig sind.

Der erste: Mit ihrem Ideenbüro zeigt die zweite Preisträgerin dieses Abends, Christiane Daepf, beispielhaft, auf welche Weise ältere Kinder jüngeren helfen können, ihre Probleme anzupacken und sich Konflikten zu stellen. Christiane Daepf mutet ihnen zu, als Mentoren Verantwortung zu übernehmen und ihre grössere Erfahrung dialogisch weiterzugeben. Dafür hat sie ein schrittweises Vorgehen entwickelt, das in vielen Schulen funktioniert. Ich bin überzeugt, dass eine solche Form des Teilens – oder auch: des sozialen Lernens – ansteckend ist, sich sogar ausweiten lässt. Sie entspricht letztlich dem Prinzip der „älteren Geschwister“, die sich um die jüngeren kümmern. In manchen Schulhäusern jagen heute gewaltbereite Jugendliche den Kleinen Angst und Schrecken ein. Da kann ich mir vorstellen, dass Beschützer-Patrouillen, die für diese Tätigkeit trainiert worden sind, gefährdete Jüngere auf dem Schulweg begleiten und ihnen auch auf dem Pausenplatz zur Seite stehen. Oder dass sie zu dritt, zu viert besonders heikle Orte im Schulhausareal überwachen und notfalls auf überlegte Weise eingreifen. Auf einer meiner Lesereisen habe ich erlebt, dass ein solch geschwisterlicher Schutz die Atmosphäre in einem Schulhaus erheblich verbessern kann.

Mein zweiter Ansatz (Sie werden sich nicht wundern, dass ich ihn ausgewählt habe) betrifft das Lesen. Es ist ein einfaches Mittel, die kindliche Empathie zu stärken – und zwar besonders das Lesen

von literarischen Büchern. Dies als Gegenmittel zu den omnipräsenten Bildmedien. Spannende Geschichten führen in andere Lebenswelten, erlauben die Identifikation mit Figuren, deren Gefühle wir teilen können. Wir versetzen uns in sie hinein, wir leiden mit ihnen, freuen uns mit ihnen. Sie kommen uns nahe, auch wenn sie uns zunächst fremd sind. Jeder gute Autor teilt eigene Erfahrungen und Beobachtungen mit seinen Lesern. Huckleberry Finn auf dem Mississippi (heute würde er als verwaarloster Jugendlicher gelten), der Taschendieb Oliver Twist im London des 19. Jahrhunderts, die Kinder von Ballerbü, Pinocchio, Momo, Harry Potter: Sie alle lassen in den Köpfen eigene Bilder entstehen, Kopfkino, sie fordern zum Nachdenken über gut und böse heraus, über Freundschaft und Feindschaft, über Reichtum und Armut. Solche Bücher zu lesen, regt das Vorstellungsvermögen an. Verfilmung und mediale Verwertung decken oft genug die eigenen Bilder zu, in denen individuelle Erfahrungen und das Vorgestellte miteinander verschmelzen. Als mein Kinderbuch „Anna annA“ verfilmt wurde und in die Kinos kam, klagten Kinder bei mir immer wieder darüber, dass sie sich die Hauptfiguren ganz anders vorgestellt hätten und jetzt enttäuscht seien. Mir kam es vor, als sei ihnen etwas Wichtiges weggenommen worden: der eigene kreative Anteil am Buchgeschehen, die Möglichkeit, die Phantasie einzusetzen, um sich in ein fremdes Schicksal hineinzuleben. Auch deshalb plädiere ich seit langem für intensive Leseförderung auf jeder Schulstufe und damit für einen bewussteren Umgang mit den Räumen der Phantasie.

Der dritte Ansatz: Ich bin dafür, die Tugend der Zivilcourage schon mit Kindern und Jugendlichen einzuüben. Das hat sehr wohl mit der bisherigen Thematik zu tun. Zivilcourage meint sozial verantwortliches Handeln in schwierigen Situationen. Zivilcourage setzt voraus, sich zum Beispiel in Opfer von Gewaltakten hineinversetzen zu können, und nimmt Partei für sie. Zivilcourage gründet sich auf eine Werthaltung, die Recht von Unrecht klar unterscheidet und jedem Menschen eine schützenswerte Würde zugesteht. Wer zivilcouragiert handelt, teilt diese Haltung mit all denen, die eingreifen und zu helfen versuchen, wo die Menschenwürde missachtet wird. Daran mangelt es bitter unter all den Gleichgültigen oder Verzagten, die lieber wegschauen, wo sie hinschauen müssten. Es braucht Mut, sich für Mobbingopfer einzusetzen, dem Gruppendruck zu widerstehen und bei Vandalenakten nicht mitzumachen. Es braucht Mut, überlegt einzugreifen, wenn Hilflose verfolgt, verprügelt, bestohlen werden. Und es braucht Überzeugungskraft, sich in solchen Situationen mit Gleichgesinnten zu verbünden, Konflikte zu entschärfen, Gewalt zu verhindern. Wenn, wie im Ideenbüro, ältere Kinder jüngere dazu ermutigen, sich gegen Unrecht zu wehren und Fairness einzufordern, dann stärkt dies auch die Zivilcourage. Sie kann überdies, wie es hier und dort geschieht, in Spielszenen – mit der Methode des improvisierten Theaters – trainiert werden. In mehreren Anläufen versuchen zum Beispiel die Mitspielenden herauszufinden, wie sie darauf reagieren können, wenn auf dem Pausenplatz mehrere Jugendliche einen Schwächeren schikanieren.

Wie schützen wir das Opfer? Wie erwirken wir Fairness, Gewaltverzicht? Wie, mit wem kann ich dabei kooperieren? Das sind gewiss kleinräumige Strategien, aber ich bin überzeugt: Dies ist ein möglicher Ansatz, damit destruktive Verhaltensweisen eingedämmt oder überwunden werden. Wir können kooperieren, zum Glück. Doch die menschliche Fähigkeit zur Kooperation darf sich, global gesehen, nicht darauf richten, unsere Lebensgrundlagen zu zerstören. Mit hocheffizienter Kooperation werden ja auch Banken geplündert, Länder erobert, Massenmorde begangen. Geteilte Intentionalität, wie Tomasello sie beschreibt, bedarf eines Werteüberbaus, der das Zerstörerische, das Lebensfeindliche ächtet und bannt. Wir alle sind dafür verantwortlich, dass dies geschieht. Ich habe, meine Damen und Herren, einen grossen Bogen geschlagen vom Kleinkind, das spontan hilft und teilt, bis zum Erwachsenen, von dem ich mir wünsche, dass er die Fähigkeit, sich in andere Schicksale einzufühlen, bewahren kann. Plädiere ich hier für den Gutmenschen, der vor lauter Empathie die schlimme Wirklichkeit rosig malt? Eher für den Mutmenschen. Aber der Gutmensch braucht, am Ende meiner Rede, eine Ehrenrettung. Er ist zum Feindbild der vermeintlich nüchternen Realisten geworden, hinter denen sich oft nur enttäuschte Zyniker verbergen. Für sie ist der Gutmensch eine Provokation, ein naiver Weltverbesserer, ein schrecklicher Ignorant, der hofft, dass er mit seiner Hundert-Franken-Spende tatsächlich die Armut in Afrika lindern kann. Ich halte dagegen: Der Gutmensch kennt Mitleid und Anteilnahme, Compassion, Mitleidenschaft, wie Willy Brandt diese Haltung nannte; gerade darum will er sich eine gerechtere Welt vorstellen können. Er ist trotzdem Realist, denn er weiss um die Begrenztheit seines und unseres Tuns. Er weiss überdies, dass seine Kritiker in ihren rückblickenden Analysen stets recht haben. Nichts zu tun, auf nichts wirklich zu hoffen, macht sie unangreifbar. Wenn der Gutmensch sich couragiert einmischt, wenn er dort, wo er Unrecht sieht, ohne ideologische Scheuklappen Partei ergreift, dann wird er zum Mutmenschen. Das kann im Klassenzimmer sein, im Fussballstadion, in der Grossbank, an der Gemeindeversammlung, wo auch immer. Wir haben die Wahl.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.